



Abend:

Zeitung.

115.

Montag, am 14. Mai 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Galerie neuerer deutscher Satyriker.

Von R. v. Großkreuz.

Erster Artikel.

Es hat uns in Deutschland so wenig an Satyrikern gemangelt, als es uns an Narren gefehlt. Die Geschichte der deutschen Satyre ist reich an großen Namen und doch sollte man sie für noch reicher halten, wenn man die Geschichte unserer Thorheiten kennt. Trotz dem, daß auf nationalem Boden Thorheit üppig und vielfarbig genug wucherte, führte man auch jede ausländische ein; französische Becken wurden fast zu allen Zeiten vielfach nach Deutschland abgesetzt; es war auf unserm Markt immer viel Nachfrage nach französischer Beckenhaftigkeit; nur wenige Jahre gingen die französischen Narrenpapiere flau. Schon Brants „Narrenschiff“ führte einen großen Vorrath von dieser Waare; in Machal's und Anderer Satyren findet sie sich häufig. Britische Schellenkappen haben wir uns seltener aufgesetzt, sie waren immer zu kostspielig, doch fehlten sie nicht ganz; kurzum keine Nation blieb ausgeschlossen, wir drückten sie alle mit Liebe, wenn nicht mit gleicher Liebe, an die Brust.

Wie kommt es denn, daß unter diesen Umständen die Satyre stets weniger begünstigt wurde, als irgend eine andere Gattung der Literatur! In den angegebenen Verhältnissen — sollte man meinen — mußte der Satyriker vielmehr im Preise steigen; ein Narr ist nur zu genießen, wenn er wohl eingesalzen worden; nur satyrisch eingepökelt ist er zu verdauen. Freilich:

„Ein derber und trockener Spaß; nichts geht uns darüber.“

Das Salz mußte etwas grobkörnig seyn, wenn man es goutiren sollte; es durfte nicht aus Attika kommen; man mochte wohl gerne lachen, nur mußte der Verstand nicht viel zu thun haben, man wollte, wie Lessing sagt, nicht mit dem Kopfe, sondern mit dem Bauche lachen. So sind unsere besten Satyriker in der Regel vernachlässigt worden, während die mittelmäßigen, die *diu minorum gentium* ein besseres Glück machten. Die Blumauersche Aeneide machte furore zu ihrer Zeit, hier ließ sich der Spaß mit den Händen greifen und der so nothwendige Appell an die Gemeinheit fehlte nicht. Kogebue war ebenfalls hoch geehrt; die „Zeldzüge“ des nun verschollenen Friedrich waren glückliche, sieggekronete Campagnen. All diese Leute, die aber kein Princip des Lebens in sich hatten, oft gegen das bessere in Leben und Literatur sich auflehnten, oder doch nur Modethorheiten geißelten, hatten, wie gesagt, ihre Periode; aber ihre Satyre starb mit oder bald nach den Gegenständen, welche sie bespottet. Mehr oder weniger ist das freilich mit jeder Satyre der Fall; ein solches Werk wird mehr oder weniger von den Jahren ausgefüßt. Die Commentatoren finden daher mehr Schwierigkeiten im Aristophanes, Lucian, Horaz und Juvenal, als bei ernstern Schriftstellern. Im Don Quixote, Rabelais u. s. w. mag noch an vielen Orten ein Schatz auf die Wünschekruthe warten, die ihn heben soll. Allein trotz allen Goldes, was bei diesen Männern verloren gehen mag, bleibt immer des unverlierbaren genug; ihre Satyre stützt sich auf

Ideen, die nicht altern und nicht sterben. Die Engländer, die Franzosen wissen das, sie ermüden nicht, ihre Rabelais, Pascal, Swift, Sterne herauszugeben und wieder herauszugeben, zu commentiren und wieder zu commentiren. Wie lange wird es noch währen, bis wir eine würdige Ausgabe unseres „Fischart“ erhalten? Wer kennt die „Epistolae obscurorum virorum,“ die, obwohl nicht in deutscher Sprache, doch in ächtdeutschem Sinne geschrieben sind? Das sind Klagen, die bereits Jean Paul fühlte, dem selber seine Satyre nur um seiner Sentimentalität willen, wodurch er jene so oft paralyfirt, verziehen wurde. Das sind Klagen, welche wir vielleicht noch lange führen können.

Ich sagte, man habe Jean Paul seine Satyre nur um seiner Sentimentalität willen nachgesehen, obwohl die Schlegelsche Schule — und wie mich dünkt, nicht mit Unrecht — seine komische Kraft höher veranschlagte, als seine sonstigen Gaben. Es ist eigen, aber wahr, wir Deutschen wollen eigentlich von der Satyre nicht viel wissen und je verdienstvoller d. h. je schärfer sie ist, desto widerlicher erscheint sie uns. Auch gilt in der Regel ein Satyrker für einen Menschen, an dem eben nicht viel ist, dem man aus dem Wege gehen muß. Hier sind wir alte Römer; hunc tu, Romane, caveto sagen wir und reißen aus. Schiller, der, wenn er wollte, der, wie er in den „Xenien,“ in mehreren kleinen Gedichten und bei gelegentlichen Aeußerungen bewiesen, die Geißel der Satyre sehr wohl zu schwingen mußte, ja sie auf eine grausame Art führte, Schiller sagt dennoch:

Krieg führt der Wiß auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott.

und sagt damit eine große Unwahrheit.

Diese Worte sind zu einem Apophthegma geworden und man führt sie häufig im Munde, der Stelle vergessend, wo sie stehen und die ihnen höchstens eine sehr bedingte Wahrheit zu verleihen im Stande ist; denn dort, wo von Voltaires lasciver Püçelle die Rede ist, kann der wahre Wiß und die ächte Satyre gar nicht gemeint seyn. Jenes verrufene Product der Voltairischen Muse ist nur eine Ausgeburt der Persiflage und Persiflage nur eine Abart der Satyre. Letztere gehört in's Gebiet der Poesie, wovon die erstere ausgeschlossen ist, sie die immer als Sachwalterin der niedern Interessen vor dem Gerichtshofe des sogenannten sens commun gegen die höhern auftritt und in dieser Instanz freilich ihren Prozeß gewinnt. Lese man übrigens Schillers philosophische und ästhetische Schriften so häufig, als seine Gedichte, so würde man finden, daß ihm eine würdigere Ansicht von der Satyre beigewohnt, daß er sie gar wohl zu schätzen

verstanden. *) Rein, der Wiß führt nicht auf ewig Krieg mit dem Schönen, wenn diese Worte heißen sollen, daß er gegen das Schöne kämpfe, aber häufig haben wir ihn zu Felde ziehen sehen an seiner Seite, als seinen Verbündeten.

Eine andere, früher sehr verbreitete und noch immer sich hier und da breit und geltend machende Ansicht ist: die Satyre müsse allgemein d. h. sie dürfe nicht persönlich seyn. Diese Behauptung, an sich wahr, ist fast immer unrichtig aufgefaßt worden. Welche unendliche Mühe giebt sich nicht der gute, alte Rabener in seinen ellenlangen Vorreden, um zu beweisen, er habe an jener Stelle nicht den Rath X., an dieser nicht den Pfarrer Y. und an einer dritten nicht den Herren von Z. gemeint! Wie bemüht ist er in seinen Anmerkungen und Nachträgen seinen ohnedieß nicht zu scharfen Stachel abzustumpfen! So haben uns die Herausgeber von „Lichtenbergs Schriften“ jene vortrefflichen Aufsätze gegen Boß vorenthalten, vermeinend der Welt einen Dienst zu thun, wenn sie das Andenken an eine literarische Fehde in Vergessenheit begruben. Nichts verdienstlicher, dachten sie, als den Tomawhak in die Erde zu verscharren. Aber uns liegt ja an dem Streite selber wenig, sondern an der Art wie er geführt worden. Soll man etwa keine Kriegsgeschichte mehr studiren und schreiben, weil sich an diesem Studium der beschwichtigte Haß der Nationen wieder entflammen könnte!

In der That, wir sind zu lärmscheu, zu friedliebend; nicht allein die frischblutende Wunde, auch die längst verharschte Narbe ist uns erschrecklich.

Es ist die Scheu vor aller Doffentlichkeit, die sich jener Behauptung bemächtigt und sie kommentirt hat und man kann sie eben so gut umkehren und dennoch in der Wahrheit bleiben. Ja, die wahre Satyre, da wo sie nicht auf ganze Massen z. B. Nationen geht, ist persönlich, ohne darum den Charakter der Allgemeinheit zu verlieren, ohne zum Pasquill zu werden. Sie wählt nämlich zu ihren Helden solche Individuen, welche die Träger gewisser als verderblich oder belachenswerth erkannter Richtungen und Bestrebungen sind oder sich als solche geriren, wie z. B. Aristophanes den Sokrates als Repräsentanten der ganzen Classe der Sophisten auf die Bühne brachte und nur insofern die einzelne Person ein solcher Repräsentant ist oder dafür gilt, ist sie für den satyrischen Dichter brauchbar. Wird ein Individuum, dem dieses Requisite mangelt, Gegenstand seines Spottes, sogleich wird er zum Pasquillant im ästhetischen

*) Siehe seine Abhandlung: „Ueber naive und sentimentalische Dichtkunst.“

Sinne, obgleich noch andere Kriterien vorhanden seyn müssen, um zu entscheiden, ob er es auch im juristischen sey. Der Satyriker ist also nicht in dem Sinne persönlich, wie die guten Leute meinen, die nachher sogenannte Schlüssel zu seinen Werken fabriciren, nein, denn auch er ist Dichter, er idealisirt das Individuum, versteht sich, wie seine Dichtungsart es erfordert.

Er würde sich auch alle Hoffnung, Wirkung zu machen, rein abschneiden, wollte er in einer vagen Allgemeinheit bleiben; ja selbst Rabener, der ehrliche Rabener mag sagen, was er will, er hat doch immer bestimmte Personen im Auge. Sich selber mag er mit seinen Vorreden und Nachreden täuschen, uns soll er nichts weiß machen.

Diese einleitenden Bemerkungen hab' ich für nothwendig gehalten, ehe ich mich zu meinem eigentlichen Zwecke wende, die Portraits einiger neuern — oder gehören sie schon zu den ältern? — deutschen Satyriker aufzufrischen, deren Farbe hier und da etwas nachgedunkelt. Bleiben mir die Spalten der Abendzeitung geöffnet, werden wir uns im nächsten Artikel mit dem originellen Dichter der „physiognomischen Reisen“ und der „Volksmährchen der Deutschen“, mit Musäus, beschäftigen. (Beschluß folgt.)

Eine merkwürdige Neujahrspredigt.

Der seit länger als zehn Jahren in Gott ruhende Pastor P. zu W. unweit Halle — Sohn und Nachfolger eines gleichfalls höchst originellen Predigers, der unter Andern ein Mal am Pfingstfeste über folgendes Thema predigte: „Der heilige Geist als der beste Schornsteinfeger; 1) wie er durch den Schornstein des menschlichen Herzens fährt; 2) wie er denselben von Sünden rein segt, und 3) wie er oben hinausschaut und ruft: Abba, lieber Vater — hatte eine ganz eigene Gabe, die Aufmerksamkeit seiner andächtigen Zuhörer sogleich von vornherein zu fesseln. So begann er ein Mal, wie ich mit eignen Ohren angehört habe, einen Leichensermon mit folgenden Worten: „Als der König Franciscus Primus von Frankreich am 24. Februar des Jahres 1525 bei Pavia vom Kaiser Carolo Quinto aufs Haupt geschlagen und gefangen nach Madrid geführt worden war, schrieb er über die Thür seines Gefängnisses: Hodie mihi, cras tibi! Heute mir, morgen Dir! Als Kaiser Carolus Quintus dieses las, schrieb er darüber: Homo sum, humani nihil a me alienum puto! Ich bin ein Mensch, und glaube, daß mir etwas Menschliches passiren kann. Ja wohl, tief betrübte Leidtragende und andächtige Zuhörer, hodie mihi, cras tibi! Heute mir, morgen Dir! Laßt uns

also u. s. w. u. s. w. Eine andere Leichenrede, die er am Sarge eines kräftigen Jünglings hielt, welcher zwei Tage nach dem Tode eines 85jährigen Greises plötzlich gestorben war, fing er mit den Worten an: „Der Alte muß, der Junge kann.“ Dieser so recht ad rusticum predigende Mann ließ sich nun während der westphälischen Herrschaft an einem Neujahrsmorgen also vernehmen. Nachdem er ein kurzes Gebet verrichtet, bog er sich etwas über die Kanzel vor, klopfte dann auf dieselbe, wie man an eine Thür klopft, und rief dann: „Herein!“ worauf er mit abwechselnder Stimme folgendes Gespräch vortrug: „Guten Morgen!“ — „Guten Morgen!“ — „Ich wollte die Communalsteuer holen.“ — „Hier!“ — Hierauf klopfte er wieder, und fuhr dann fort: „Herein!“ — „Guten Morgen!“ — „Guten Morgen!“ — „Ich wollte die Grundsteuer holen.“ — „Hier!“ Nun klopfte er abermals und rief: „Herein!“ — „Guten Morgen!“ — „Guten Morgen!“ — „Ich wollte die Personalsteuer holen!“ — „Hier!“ — „Ihr seht, meine christlichen Zuhörer,“ fuhr er hierauf fort, „so ist es im vorigen Jahre gegangen, und so wird es auch in dem neuen Jahre gehen! Indessen, schicket Euch in die Zeit und gedenket dabei des Ausspruchs unsers Herrn und Heilandes: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“

Anton Niemeyer.

B e r i c h t i g u n g .

In Nr. 56 der Abendzeitung ist im Nekrologe des Grafen Karl Friedrich Reinhard angegeben, daß derselbe „in der deutschen Literatur als Herausgeber von Bürgers Schriften und selber als Dichter bekannt sey.“ Dieß ist jedoch ein Irrthum; denn der Herausgeber von Bürgers Schriften ist der Dichter und Hofrath Karl von Reinhard, der gegenwärtig zu Gossen bei Berlin noch lebt. Jüterbog. A. R. Goldig.

A p h o r i s m e n .

In den meisten Fällen verliert das Bild einer allzu sehnächtigen Erwartung, wenn es endlich in Wirklichkeit vor unsre Augen tritt, den anziehenden Farbenglanz der Ferne; und wie wir in der Jugend auf der erstrebten waldigen Höhe das starre Nadelholz, die prosaische Kiefer und Tanne mit der poetischen Frage anschauen: wo denn ihr duftiger Farbenton geblieben, so fragen wir nach jedem optischen Sehnsuchtsbetruge uns: war es das was ich so schön mir träumte? —

Die Worte Menschen und Leute werden im Sprachgebrauch öfters verwechselt, und doch besteht zwis

schen beiden dem Sinne nach, ein wesentlicher Unterschied.

„O wäre ich die Leute nur wieder los!“ wünschen wir, wenn unser Zimmer von gehaltlosen Besuchern nicht leer wird, und ein ander Mal, wo wir allein, aber unser Herz voll Drang nach Mittheilung, seufzen wir: „O nur einen Menschen, einen Menschen! wie sehne ich mich nach ihm!“

Julie v. Großmann.

Aus Marcell's Tagebuche.

Mitgetheilt von Karl Ushner.

„Laß schlafen die Vergangenheit, sie bette Auf Rosen oder auf Cypressen sich!“ —
Sehr gut gesagt, fürwahr! doch wenn sie nun Mondsüchtig wäre, säng' im Schlafe Lieder, Grablieder etwan oder Liebeslieder,
Säng' Lieder vom vergang'nen Glück der Liebe,
Könnst Du der Schläferin dieß wehren? —

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Dramaturgischer Bericht über die Gastspiele der Dlle. Bauer in Braunschweig; nebst Bericht über Köchy's projektirte Theaterschule und einer dramaturgischen Charakteristik der vorzüglichsten Mitglieder der Braunschweiger Bühne. Von Borosdar. (H. Alenke.)

Von den drei berühmten Kunstgeweihten des Dresdner Hoftheaters: Bauer, Emil Devrient und Pauli hatten wir den hohen Genuß, die Erstere in den letzten Tagen des Monats März auf der Bühne zu Braunschweig in sechs Gastrollen auftreten zu sehen. Ich halte es der Mühe lohnend, eine jede dieser Darstellungen mit mehr als oberflächlicher Beobachtung zu verfolgen, da die berühmte Künstlerin durchaus schaffend und ächt poetisch ihre schwierigen Aufgaben lösete.

Zuerst sahen wir die Donna Diana. Die berühmteste Darstellerin dieser Rolle in Deutschland war nach dem Gesammturtheile aller Kenner die Stich; sie nahm die Donna Diana durchaus im tragischen Style, wie einen Calderon'schen Charakter, ohne irgendwo die Ironie des Lustspiels durchschimmern zu lassen; aber mit dem Mangel dieses Lustspieltones fehlte zugleich der innere Charakter. — Zwischen dem tragischen und Conversations-Charakter der Stimme liegen gewisse Mitteltöne, die dem Publikum fortwährend das Gefühl der komischen Erscheinung erhalten, wie es Gesetz in dieser Branche ist; der im Lustspiele Betrogene soll von der Intrigue niemals so viel, wie der Zuschauer an fait seyn, dieser nimmt hierdurch zugleich eine Stellung gegen jenen ein und es erscheint der wahre Charakter des Lustspiels als solcher mit höherem Interesse. Die Bauer behandelte die Rolle am nächsten übereinstimmend mit der Hagn, nur war sie mehr Prinzessin, während die Hagn mit großer Reiztheit ganz moderne Lustspielmomente hinein dichtet, die gar nicht im Stücke liegen. Insbesondere zeigte aber Fräulein Bauer die weise Behandlung dieser Rolle in den letzten Akten, die man hier in Braunschweig nicht glühend genug gefunden hat, in denen aber die Darstellerin fortwährend den Lustspiel-Charakter festhielt, was ich als große Wahrheit und Schönheit bezeichnen darf.

Am zweiten Tage trat Fräulein Bauer in dem Bauernfeld'schen Lustspiele: „das Tagebuch“ und darauf in dem „Pariser Tauchenichts“ auf. Im „Tagebuch“ schien ihr, wie überhaupt in allen Mädchenrollen, die jungfräuliche Lieblichkeit zu fehlen, weil sie mehr Frauenhaftes in ihrer äußeren Erscheinung hat; es bezieht sich dieser Vorwurf allein auf die äußere Sinneswahrnehmung, denn innere Mädchenschönheit und Schalkhaftigkeit sind bei der Darstellerin niemals vermischt. — Freilich glaube ich in dieser

Rolle der Mad. Schütz und Fräulein Hagn den Vorzug geben zu müssen, jedoch spielt die Bauer den Charakter in der ersten Hälfte wahrer, weil durch die Verstellung, in der sie als eine Dumme erscheint, immer die zarte Schalkhaftigkeit des Betrugers durchblickt und zwar so geschicklich nuancirt, daß es der Liebhaber nicht, wohl aber das Publikum bemerkt. Auf diese Weise erhebt die Bauer das Stück erst zum poetischen und verbessert die Fehler des Dichters, der auf eine Attrape losgearbeitet hat, was ein Dichter stets vermeiden soll. —

Im „Pariser Tauchenichts“ könnte sich Manches in den ersten Akten daran stoßen, daß die Bauer nicht der sinnlichen Illusion Genüge leistet, indem sie nicht als Bürschen, sondern zu sehr ausgebildet und namentlich am Kopfe zu sehr entwickelt erscheint. — Man hat in Deutschland für die Darstellung des Gamin zwei verschiedene Methoden, einmal die „deutsche Better-Michel-Manier“ und zweitens die „impertinente Sou-bretten-Weise“. Der Gamin will aber von einem höheren Standpunkte aus studirt seyn, denn der Bearbeiter Töpfer hat ihn zu einem gemeinen Straßenzungen gemacht, eine Auffassung, die gar nicht in einem Pariser Gamin liegt. Es ist unverkennbar, daß Fräulein Bauer diesen Charakter aus dem „Libre de cent et un“ studirt und aufgenommen hat, wo er in seiner Reiztheit ohne deutsche Begirung erscheint. Der Hauptzug des Charakters ist kecke Fröhlichkeit, jener Uebermuth des Knaben, worin sich ein kraftvoller Jüngling ankündigt, der es doch am Ende seyn soll. Bei den Polissonerien im ersten Akte hebt die Bauer stets die herzlichen Töne gegen Schwester und Großmutter hervor und richtet des Gamin's Ungezogenheiten nur gegen den Nachbar, den er nicht leiden kann und der in Wirklichkeit ein schlechter Patron ist. — Weil die Braunschweiger eine etwas stark colorirte Darstellung dieser Scenen gewohnt sind, so machte diese Auffassung der Bauer nicht die gehoffte Wirkung bei der Masse und die Darstellung könnte sich auch bei der Gastspielerin wohl mehr über die Mädchenlaune erheben und mehr den Charakter des Buben verrathen. — In den letzten Akten riß sie aber alle Zuschauer durch eine edle Wahrheit hin, und diese Scenen waren namentlich insofern ächte Meisterstücke, als der Gamin neben der Kühnheit, womit er die Ehre seiner Schwester vertritt, dennoch auf dem eleganten Parterre der Salons und dem besternten General gegenüber einen gewissen Respekt und eine Schüchternheit in der fremden Umgebung verrieth. Die dramatische Kunst allein ist mit dieser eigenthümlichen Möglichkeit befähigt, mehrere Empfindungen neben einander in ein und demselben Ausdrucke schildern zu können und die Bauer gab hierdurch ganz ihre ächte und wahrhaftige Kunstbildung zu erkennen. —

(Fortsetzung folgt.)